

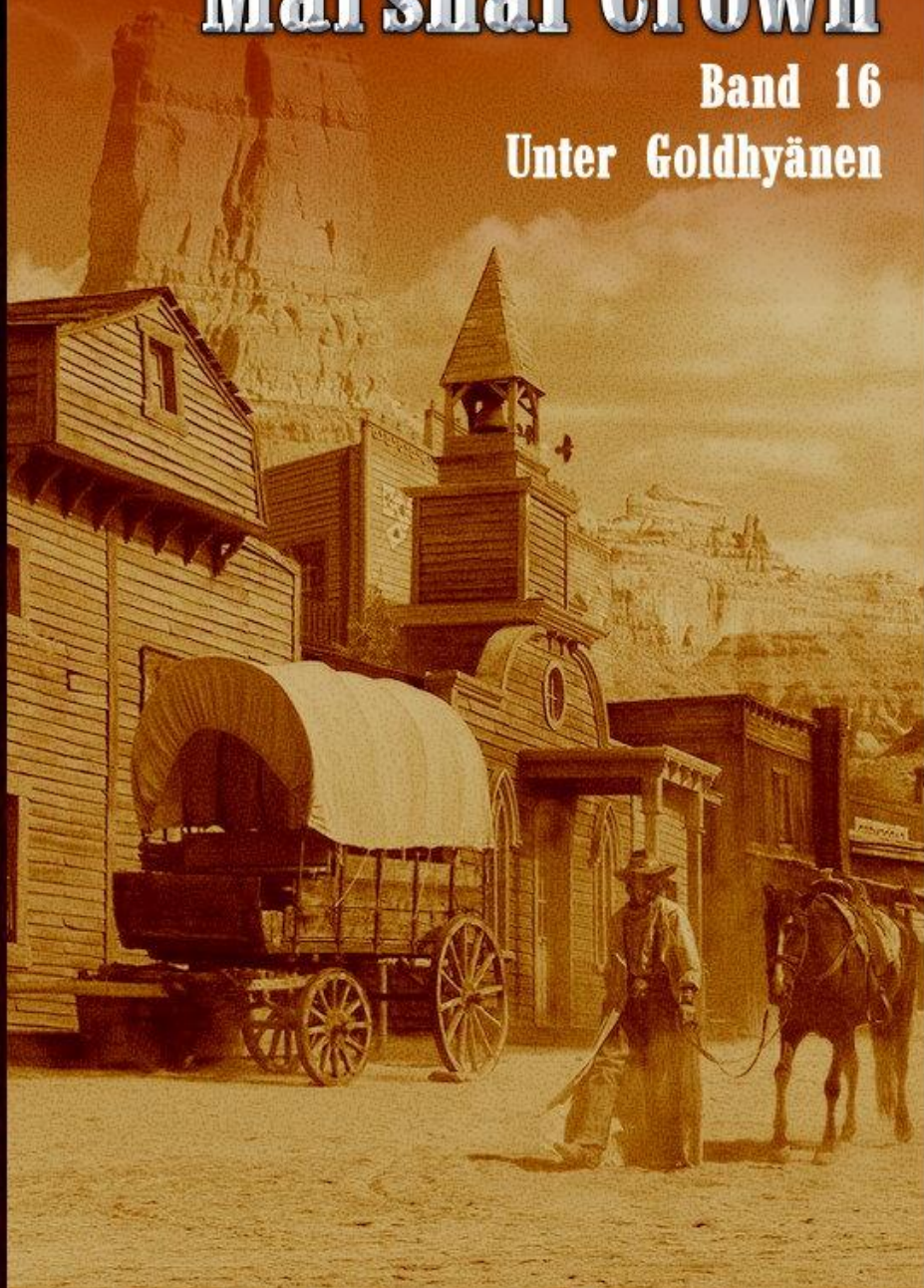


C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 16

Unter Goldhyänen



WESTERNSERIE



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Unter Goldhyänen

Western

www.geisterspiegel.de

Cover © 2016 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2016 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Unter Goldhyänen

In dem Gesicht des alten Indianers zuckte kein Muskel. Es glich einer starren Maske, während der Blick aus seinen dunklen Augen Everett Wilson regelrecht zu durchbohren schien.

Je länger der Tonkawa schwieg, umso größer wurde Wilsons Unsicherheit.

Kalter Schweiß perlte auf der Stirn des Texaners, obwohl die Sonne von Mexiko beinahe senkrecht am stahlblauen Himmel stand.

Irgendetwas stimmte hier nicht, der Alte wirkte viel zu selbstsicher.

Er fühlte es, er hatte schließlich Erfahrung mit den Indianern. Trotzdem ließ er sich nicht anmerken, dass er immer nervöser wurde.

»Verdammt!«, durchzuckte es Everett Wilson. »Was ist los mit dir? Seit wann scheißt du dir wegen eines alten Indianers in die Hosen?«

Seine Blicke zuckten hektisch umher.

Sie waren alleine, warum also gab sich der Indianer so überlegen? Er war ihm doch sowohl körperlich als auch in der Bewaffnung hoffnungslos unterlegen.

Doch so sehr er sich auch das Gehirn zermarterte, er fand keine Antwort.

Stattdessen verharrte der Indianer beinahe regungslos und starrte wie gebannt auf ihn.

Eine unwirkliche Stille lag plötzlich über der Schlucht.

Das Schnauben seines Pferdes war für Sekunden das einzige Geräusch, das zu hören war. Wilson war beinahe erleichtert, als der Indianer, nachdem die Stille fast nicht

mehr zu ertragen war, endlich wieder zu reden begann.

»Wie viel Schnaps hat er dieses Mal verlangt?«

Wilson runzelte irritiert die Stirn. »Ich verstehe nicht ...«

»Spar dir deine Ausflüchte, Blassgesicht. Ich weiß, dass Takoma dem Feuerwasser der Weißen verfallen ist. Der Rat der Alten hätte ihn niemals zu einem Wächter des Schatzes ernennen dürfen. Also, für wie viel Flaschen hat er uns verraten?«

»Drei«, platzte es aus Wilson heraus.

Im gleichen Moment schalt er sich insgeheim einen Narren. Verdammt, was hatte das den Alten eigentlich zu interessieren?

Der Indianer senkte den Blick und schüttelte resignierend den Kopf.

»So etwas Ähnliches habe ich mir beinahe gedacht. Wo ist Takoma jetzt?«

»Tot«, sagte Wilson knapp, weil er keinen Grund mehr sah, dem Indianer auch diese Tatsache zu verheimlichen.

»Hast du ihn ...«

»Nein, drei Flaschen Schnaps waren auch für ihn zuviel. Er hat sich totgesoffen.«

Der Indianer wiegte den Kopf.

»Yasastine, der große Geist, hat endlich entschieden. Trotzdem hättest du nicht hierherkommen dürfen.«

Wilson's Miene verhärtete sich. Instinktiv legte er die Rechte auf den abgenutzten Walnussholzgriff seines Revolvers.

»Was soll das heißen?«

Der Tonkawa hob den Blick und starrte den Texaner finstern unter seinen zusammengezogenen Augenbrauen hervor an.

»Diese Schlucht ist der heiligste Ort meines Volkes und ich, Petone, bin ihr Wächter. Kein Weißer, außer John Kent, darf sie je betreten, und wenn doch, wird er sie lebend nicht mehr verlassen.«

Wilson lachte kalt. »Für einen alten Mann nimmst du den Mund ziemlich voll. Wenn ich will, kann ich hier ein- und ausgehen, wie es mir gefällt. Niemand wird mich daran hindern, und du schon gar nicht. Hast du verstanden?«

Petones Antwort war knapp und klar: »Verschwinde!«

Für einen Moment war Wilson verblüfft.

Heiliger Rauch! War der Indianer jetzt völlig übergeschnappt?

Der Alte war so mager, dass sich die Rippen deutlich unter seiner Haut abzeichneten, und außer einem Messer, das in dem Lederriemen steckte, der seinen Lendenschurz um die Hüften hielt, waren keine anderen Waffen zu sehen.

Damit hatte er nicht die geringste Chance gegen seinen Revolver, außerdem war er allein, wie ihm ein schneller Rundblick aufgezeigte.

»Den Teufel werde ich tun, Alter«, blaffte der Geschäftsmann und zog seinen Revolver. »Der Einzige von uns beiden, der hier verschwindet, bist du. Los, hau ab, bevor ich wütend werde!«

Um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen, wedelte er mit dem Revolverlauf vor dem Gesicht des Indianers herum.

Dass er von dem Tonkawa tatsächlich angegriffen werden würde, kam ihm nicht in den Sinn. Deshalb kam der Angriff für ihn völlig überraschend.

Wie ein Longhorn in die Knie ging, wenn man ihm mit einem Lasso die Hinterbeine unter dem Leib wegzog, so ging

der Texaner unter dem Ansprung Petones zu Boden.

Bevor er wusste, wie ihm geschah, war der Indianer über ihm. Einen Augenblick später spürte er auch schon dessen knochige Fäuste in seinem Gesicht. Mit einem Schrei, in den sich Überraschung, Wut und Schmerz gleichermaßen mischten, ließ Wilson den Revolver los.

Bunte Sterne tanzten vor seinen Augen.

Für einen Moment sah es so aus, als würde der Indianer die Oberhand behalten, aber nur für einen Moment. Dann zog Wilson die Knie an und stieß sie Petone in den Unterleib. Der Indianer wurde zurückgeschleudert, indes der Texaner, wie von einer Feder abgeschnellt, wieder auf die Beine kam.

Mit einem Wutschrei riss Petone das Messer aus dem Gürtel. Die Klinge funkelte gefährlich im Sonnenlicht.

Wilson sprang mit einer geschmeidigen Bewegung, die man dem bulligen Geschäftsmann gar nicht zugetraut hätte, auf den Indianer zu, packte seine Waffenhand und riss sie mit einem wilden Ruck nach unten.

Petone stand für einen Moment starr wie ein versteinertes Baum, dann drehte er sich halb um seine eigene Achse, stöhnte und fiel auf das Gesicht. Die Rechte umklammerte dabei den Griff seines eigenen Messers, das bis zum Heft in seinem Bauch steckte.

Einen Atemzug lang blieb Wilson überrascht stehen.

Dann, als ihm bewusst geworden war, was er getan hatte, blickte er sich hektisch um. Aber außer seinem Pferd schien es keine weiteren Zeugen zu geben. Dennoch war er sich darüber im Klaren, dass er die Leiche des Indianers so schnell wie möglich verschwinden lassen musste. Wilson fluchte, kaum dass er Petone an den Füßen gepackt hatte,

um ihn zurück in seine Höhle zu zerren.

Das Ganze gestaltete sich weitaus schwieriger, als er gedacht hatte.

Zwar wog der alte Indianer kaum mehr als einhundert Pfund, aber es war starres, lebloses Gewicht und so wurde das Vorhaben für jemanden wie ihn, der in seinem ganzen Leben bisher kaum etwas Schwereres in den Händen gehalten hatte als einen Colt, zu einer ziemlich schweißtreibenden Arbeit.

Der Blick danach in die Schatzhöhle entschädigte ihn allerdings wieder für alles.

Wilson stellte rasch fest, dass die eigentliche Schatzkammer nicht mehr als eine ovale Öffnung im Fels war, die etwa fünf Yard in der Breite wie auch in der Höhe maß. Dennoch versetzte ihn dieses düstere Loch in helle Aufregung, kaum dass er es mit eingezogenem Kopf betreten hatte. Vor ihm lag ein Reichtum, wie er ihn sich selbst in seinen kühnsten Träumen nicht hätte vorstellen können.

Auf dem Boden der Höhle standen zwei sperrige Kyacks¹. Der Zustand dieser Kisten war zwar erbärmlich, dafür raubte ihr Inhalt Wilson fast den Atem.

Edelsteine, die im fahlen Licht der Höhle wie die Augen einer sinnlichen Frau funkelten, silberne Leuchter, glitzern- des Geschmeide und goldene Kruzifixe ergaben ein Bild, dessen Anblick ihn beinahe blendete.

¹ Kyack kommt aus dem Englischen und bedeutet Packkasten. Diese zumeist selber gebauten hölzernen Behältnisse wurden im Wilden Westen vor allem in den Bergen benutzt, wo man sie zum Transport der verschiedensten Dinge auf dem Rücken von Mulis befestigte.

Wilson vergaß alle Vorsicht, stürzte sich schreiend auf die Kisten und wühlte mit beiden Händen sekundenlang wie von Sinnen in der gleißenden Pracht. Dabei lachte er laut und warf immer wieder Gold und Edelsteine durch die Luft.

Es dauerte geraume Zeit, bis er realisiert hatte, was für ein Vermögen ihm da in die Hände gefallen war, aber dann gewann sein Geschäftssinn rasch die Oberhand.

Hastig verstaute er die seiner Ansicht nach wertvollsten Stücke des Schatzes in seinen Satteltaschen. Erst danach füllte er den Rest in mehrere Mehlsäcke, die er dazu extra mitgebracht hatte.

Obwohl er noch viele Dinge zurückließ, weil sie einfach zu sperrig waren – bestickte Seidenteppeiche, Gemälde und glänzende Brustharnische französischer Kürassiere –, war der Schatz trotz allem noch so schwer, dass er die Mehlsäcke kaum alleine hochheben konnte. Als sie schließlich zusammengebunden links und rechts am Sattel baumelten, runzelte Wilson nachdenklich die Stirn.

Er musste sich etwas einfallen lassen, und zwar schnell.

So wie sein Pferd im Moment beladen war, konnte er von Glück sagen, wenn es ihm gelang, die anderen zu erreichen, ohne dass ihm das Tier vorher zusammenbrach. Aber damit war das Problem noch längst nicht erledigt. Selbst wenn sie den Schatz danach auf alle Pferde verteilten, waren diese kaum in der Lage, damit eine Verfolgungsjagd zu überstehen.

Zähneknirschend musste sich Wilson eingestehen, dass er das immense Gewicht des Schatzes bei seinen Planungen völlig unterschätzt hatte. Nachdenklich nahm er die Zügel in die Hand und machte sich, um das Pferd zu schonen, zu

Fuß auf den Rückweg zu seinen Männern. Vielleicht wussten Crown oder Harper ja eine Möglichkeit aus dem Dilemma.

»Ich hätte nie gedacht, dass dieser Schatz tatsächlich so groß ist.«

»Ich auch nicht«, erwiderte Flannagan, der zu Joe Harpers Worten zustimmend nickte.

Bis auf Jim Crown hatten sich alle Männer um die Mehl-säcke geschart und starrten geradezu fasziniert auf deren Inhalt.

Es war nicht so, dass Crown kein Interesse an dem Schatz hatte, wie bei allen anderen juckte es ihn natürlich auch in den Fingern, all die Münzen, Edelsteine und Schmuckstücke einmal in die Hand zu nehmen. Aber irgendein Gefühl sagte ihm, dass es besser war, wenn er sich das Ganze mit einem gewissen Abstand und am besten mit der Hand an der Waffe betrachtete. Das gierige Funkeln in den Augen der anderen sorgte dafür, dass er sich im Gegensatz zu ihnen von seinem Verstand leiten ließ und nicht von irgendwelchen Emotionen.

Ohne dass es jemand bemerkte, bewegte er sich langsam aus der Felsspalte heraus, sodass er wenig später sowohl die Männer als auch den Pfad in der Schlucht im Blick hatte. Es behagte ihm nicht, dass sich keiner darum kümmerte, eine Wache aufzustellen, sondern sich stattdessen alle um das Gold scharten. Eine Sache, die sie gerade hier im Indianerland schnell in Schwierigkeiten bringen konnte.

»Dann lasst uns endlich das Gold teilen und von hier ver-

schwinden«, sagte Flannagan.

»Ich fürchte, das ist nicht so einfach, wie du dir das vorstellst, Otis.«

Abrupt drehte Flannagan den Kopf zur Seite. In seinen Augen glitzerte es gefährlich.

»Was soll das, Everett! Willst du uns etwa um unseren Anteil beschleißen?«

Wilson musterte den irischen Hünen verächtlich. »Das habe ich nicht nötig, also rede keinen solchen Mist daher. Wenn du dein Hirn benutzen würdest, wüsstest auch du, was ich meine.«

»Otis hat aber recht«, mischte sich Harper in das Gespräch ein. »Was spricht dagegen, dass wir jetzt teilen und sich danach jeder von uns mit seinem Anteil davonmacht?«

»Eine ganze Menge.«

»Und das wäre?« Harpers Stimme klang inzwischen deutlich gereizt.

Wilson seufzte, als wäre er es langsam leid, seinen Männern ständig irgendwelche Dinge zu erklären. »Zum Beispiel das Gewicht des Schatzes. Wie ihr beiden Helden gerade eben so treffend festgestellt habt, ist der Umfang der Beute tatsächlich weitaus größer, als wir alle dachten. Und genau das ist unser Problem. Mein Gaul ist fast zusammengebrochen, als ich den Schatz hierher gebracht habe. Selbst wenn wir teilen, hat jeder von uns zwischen vierzig und fünfzig Pfund zusätzliches Gewicht am Sattel hängen.«

»Na und?«, sagte Flannagan.

»Bist du so blöd oder tust du nur so?«, giftete Harris.

»Was glaubst du, wie lange es wohl dauern wird, bis die Tonkawas mit ihren wendigen Ponys dich und dein schwer beladenes Pferd eingeholt haben? Mit dem zusätzlichen

Gewicht hat einer alleine keine Chance, ihnen zu entkommen, es geht nur, wenn wir zusammenbleiben. Sechs Colts sind einfach ein besseres Argument als einer. Also lasst uns gemeinsam überlegen, wie wir am besten von hier wegkommen, ich habe nämlich keine Lust, im Kochtopf von diesen Wilden zu landen.«

»Harris hat recht«, gab Crown zu bedenken. »Wir sollten uns wirklich etwas überlegen, allerdings sollten wir das schnell tun.«

Die Männer drehten beinahe gleichzeitig die Köpfe und starrten fragend auf Jim, der jetzt mitten auf dem Pfad stand, der durch die Schlucht führte.

Harper, der ihm spätestens seit der Sache mit dem Roads Agent Trick die Pest an den Hals wünschte, knurrte verächtlich.

»Ach ja, darf man auch fragen warum?«

Crown zuckte die Achseln und deutete nach rechts. »Am besten fragst du die da!«, antwortete er lapidar.

Harper hatte bereits eine scharfe Erwiderung auf den Lippen, als der Blick aus seinen Augen in jene Richtung wanderte, in die Crown mit der Hand zeigte.

Sein Gesicht verzerrte sich jäh.

Am Eingang zur Schlucht zeichneten sich deutlich die Umrisse von zehn, fünfzehn, wenn nicht gar zwanzig Tonkawas gegen den hellen Hintergrund des offenen Landes ab. Harper verzichtete darauf, sie genau zu zählen. Es genügte ihm zu sehen, dass mindestens die Hälfte der Reiter mit Gewehren bewaffnet war.

Waffenstahl blinkte im grellen Schein der Sonne, Skalpfedern baumelten im Wind.

»Tonkawas!«, stammelte Harper, indes die Reiter lang-

sam aber unaufhaltsam näher kamen. Schlagartig verwandelte sich die Euphorie der Männer in Entsetzen, als sie die Indianer auf ihren Pferden in breiter Front durch die Schlucht traben sahen.

»Scheiße!« zischte Harris.

»Und jetzt?«

»Immer mit der Ruhe«, beruhigte Crown den schwind-süchtigen Abenteurer. »So gemütlich, wie die Rothäute durch die Schlucht reiten, wissen die gar nicht, dass wir hier sind. Sie sind uns zahlenmäßig zwar mindestens drei zu eins überlegen, aber das macht nichts, wir haben den Überraschungseffekt auf unserer Seite.«

»Was meinst du mit dem Überraschungseffekt?«

»Wir ziehen uns alle tiefer in die Felsspalte zurück und halten unsere Pferde still. Sobald sie bis auf Schussweite herangekommen sind, kommen drei von uns wieder in die Schlucht und feuern, was die Colts hergeben«, erklärte Crown. »Danach gehen sie wieder hier in Deckung und laden ihre Waffen nach, während die anderen schießen. Hier in der engen Schlucht können sie nicht ausweichen. Wenn jeder von uns nur zweimal seine Trommel abfeuert, servieren wir ihnen so viele Bleibohnen, dass sich selbst zwanzig Tonkawas an dieser Mahlzeit verschlucken werden.«

Wilson nickte wohlwollend. »Das könnte funktionieren, so einem Dauerfeuer sind die Wilden garantiert nicht gewachsen. Man merkt, dass du im Bürgerkrieg gekämpft hast.«

Inzwischen hatten sich die Indianer bis auf dreihundert Yards der Felsspalte genähert, in der sich die Männer versteckt hielten.

»Wer bildet die erste Gruppe?«

Crown blickte die Männer nach und nach an. »Du, Harris und ich, was dagegen?«

Wilson nickte zustimmend.

»Okay«, sagte Crown, nachdem er die Zündhütchen seines Navys überprüft hatte. »Aber verschont die Pferde!«

»Warum, es weiß doch jeder, dass die roten Teufel ohne ihre Ponys völlig hilflos sind.«

»Mag sein«, antwortete Crown. »Aber je mehr Pferde wir am Leben lassen, umso mehr Tiere haben wir danach, um den Schatz darauf zu verteilen und umso einfacher und schneller kommen wir auch über die Grenze.«

Inzwischen kam die Phalanx der immer noch ahnungslosen Tonkawas stetig näher an die Felsspalte heran.

Zweihundert Yards, einhundertfünfzig Yards, schließlich trennten die beiden Parteien nur noch einhundert Yards.

Kurz darauf gab Crown das Zeichen. »Los jetzt!«

Er hätte den Zeitpunkt seines Kommandos nicht besser auswählen können, denn genau in dem Moment, in dem er, Wilson und Harris aus der kleinen Seitenschlucht heraus auf den Weg sprangen, begann Flannagans störrischer Morgan lauthals zu wiehern.

Das Echo, das sich an den Felswänden brach, war meilenweit zu hören.

Der Mustang hatte die Witterung seiner indianischen Artgenossen aufgenommen, und wahrscheinlich war es eine Stute, die ihn dazu gebracht hatte, sich lautstark zu melden.

Jedenfalls war in der Schlucht sofort der Teufel los.

Indianer brüllten, Weiße fluchten, Schüsse krachten, Pferde wieherten.

Staub wallte unter den Hufen dutzender unbeschlagener

Pferdehufe auf, indes die Tonkawas in gestrecktem Galopp auf die Felsspalte zuritten.

»Feuer!«, schrie Crown.

Drei Colts krachten gleichzeitig wie eine einzige Waffe und beendeten den Angriff der Indianer mit einem wilden Durcheinander aus wiehernden, schnaubenden, mit den Hufen wirbelnden Pferden und sterbenden Tonkawas.

Ein Dutzend Pferde brach zusammen.

Sechs oder sieben von ihnen rappelten sich wieder auf die Beine, aber ihre Sättel blieben leer.

Stattdessen lagen überall zusammengekrümmte Körper am Boden.

Die Indianer wurden von dem Bleihagel völlig überrascht.

Voller Panik rissen sie ihre Pferde herum und strebten dem Ausgang der Schlucht zu.

Inzwischen waren auch Kiowa und Harper aus dem Versteck gekommen. Sie feuerten ihre Waffen in den Rücken der fliehenden Tonkawas ab und erwischten dabei noch drei Krieger und ein Pferd.

Dann war es vorbei.

Die Tonkawas waren verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.

Eine unheimliche Stille lag über der Schlucht.

Außer dem Schnauben der Pferde und dem Säuseln des immerwährenden Wüstenwindes war nichts zu hören.

Crown, der als Erster wieder aus der Deckung der Felsspalte herauskam, verzog angewidert das Gesicht. Der

Wind hatte sich gedreht und trug ihm den widerlich süßlichen Geruch von frisch vergossenem Blut und ätzendem Pulverdampf entgegen.

»Ich schätze, das war's. Sie sind fort«, sagte er, nachdem er einen Blick in die Schlucht geworfen hatte.

»Dann sollten wir ebenfalls verschwinden«, erwiderte Kiowa. »Nachdem wir fast die Hälfte von ihnen erschossen haben, werden wir die Bande erst wiedersehen, wenn sie Verstärkung geholt haben. Da wir nicht wissen, wie lange das dauert, sollten wir uns damit beeilen, die herrenlosen Pferde einzufangen, um den Schatz darauf zu verteilen.«

»Meinst du nicht, dass die genug haben?«

Kiowa sah zu Wilson.

»Wir haben sie überrascht, aber das war es auch schon. Ein zweites Mal wird uns das nicht gelingen, denn jetzt wissen sie, dass wir da sind. Jetzt geht es auch nicht mehr darum, Skalps zu erbeuten, jetzt geht es darum, weiße Eindringlinge aus ihrer heiligen Stätte zu vertreiben.«

»Also werden sie noch einmal angreifen?«, fragte Wilson.

Kiowa nickte. »Mit allem, was sie haben. Ich schätze, dass wir es dabei mit mindestens fünfzig Kriegern zu tun bekommen. Deshalb sollten wir endlich aufhören zu reden und stattdessen zusammenpacken.«

»Kiowa hat recht, jetzt muss es schnell gehen«, sagte Crown. »Sonst hat sich das mit dem Gold spätestens beim nächsten Angriff erledigt.«

»Für Harris hat sich die Sache bereits jetzt schon erledigt«, bemerkte Flannagan. Seine Stimme klang niedergeschlagen und dumpf.

»Harris? Wieso, was ist mit ihm?«

»Er ist tot!«

Crown ließ den Colt sinken und drehte sich um.

Luke Harris lag auf dem Rücken.

In seinen weit aufgerissenen Augen spiegelte sich das dunkle Felsgestein der Schlucht.

Selbst im Tod war sein Gesicht wie nach einem seiner Hustenanfälle verkrampft.

Sekundenlang starrte Jim beinahe ungläubig auf den Toten.

Das kreisrunde Loch oberhalb der Nasenwurzel zeigte ihm, was für ein Glückstreffer der Schuss des Indianers war, der Harris vom Leben in den Tod hinüber befördert hatte.

Dann schüttelte er betroffen den Kopf.

Auch wenn er den schwindsüchtigen Abenteurer kaum gekannt hatte, war Harris trotz allem ein Sattelpartner gewesen. Es waren auch seine Kugeln, die ihn und die anderen davor bewahrt hatten, von den Tonkawas überrannt zu werden.

Nach einem letzten Blick auf den Toten sah sich Crown suchend um.

Kiowa, der inzwischen mit den anderen die herrenlosen Tonkawapferde eingefangen hatte und mithilfe, den Schatz gleichmäßig auf ihnen zu verteilen, bemerkte als Einziger, was in ihm vorging. Er übergab die Zügel seines erbeuteten Pferdes Flannagan und ging langsam auf Crown zu, der immer noch umherblickte.

Dabei bewegte er sich so lautlos, dass ihn Jim erst bemerkte, als er bereits in seinem Rücken stand. Als ihm das Halbblut die Hand auf die Schultern legte, drehte er sich langsam um.

»Ich weiß, was du jetzt denkst«, sagte Kiowa. »Aber wir

haben trotzdem keine Zeit, ihn zu begraben. Der Boden ist zu hart, um eine Grube auszuheben. Außerdem sollten wir jetzt endlich von hier verschwinden, das Feuerwerk, das wir veranstaltet haben, war laut genug, um bis nach Texas gehört zu werden.«

Jim nickte bitter. Obwohl er wusste, dass Kiowa recht hatte und jede Minute kostbar war, ließ er es sich dennoch nicht nehmen, Harris in seine Satteldecke einzuwickeln und die Leiche mit Steinen abzudecken.

Auf ein Kreuz verzichtete er zwar, aber dafür brannte er den Inhalt von zwei Patronen über dem Grab ab. Der Gestank des verbrannten Pulvers würde die Tiere davon abhalten, über die sterblichen Reste von Harris herzufallen, wenigstens eine Zeit lang.

Was dann die Indianer mit dem Grab machten, lag nicht mehr in seiner Hand.

Sie hatten die Schlucht verlassen, ihre Spuren verwischt und waren im Zickzack in Richtung texanische Grenze geritten.

Das war vor vierundzwanzig Stunden.

Inzwischen stand die Sonne Mexikos erneut einer weißglühenden Scheibe gleich beinahe senkrecht am stahlblauen Himmel. Die Luft flimmerte und der immerwährende Wind, der von den Bergen her über das Land strich, war so heiß, als würde er aus dem Backofen kommen.

Er wirbelte den Wüstensand hoch und warf den Männern bei jedem Huftritt ihrer Pferde eine Wolke aus Staub und Sand entgegen, die sich schon bald wie eine zweite Haut

auf ihre Körper legte.

Es war kurz nach dem Mittag, als Crown und die Männer die Ausläufer der Chihuahuawüste hinter sich ließen. Die Grenze zu Texas war keine zwei Tagesritte mehr von ihnen entfernt. Aber daran verschwendete niemand von ihnen auch nur einen Gedanken.

Die Erschöpfung war zu groß, bei den Männern gleichermaßen wie bei den Tieren.

Schon seit geraumer Zeit knickte immer wieder eines der Pferde mit den Vorderläufen ein, stolperte, aber fing sich Gott sei Dank wieder und lief dann weiter.

Den Reitern erging es nicht viel besser.

Jedes Mal, wenn Crown, der an der Spitze der Männer ritt, sich umblickte, sah er in hagere Gesichter, die beinahe stündlich immer deutlicher von Übermüdung, Durst und Erschöpfung gezeichnet waren.

Sie waren alle am Ende ihrer Kräfte, allein das Wissen um das Vermögen, das auf dem Rücken der Pferde lag, hielt sie noch im Sattel.

Das vor ihnen liegende Land war mit tiefen Schluchten, Gräben und Bodenwellen durchzogen und bar jeglicher Vegetation. Es hatte nicht den Anschein, als würden sie bald auf Wasser stoßen. Ein Umstand, der, wie Crown wusste, schon bald fatale Folgen für ihr Weiterkommen haben konnte.

Aber das war nicht das Einzige, das ihm Kopferbrechen bereitete.

Irgendwie wurde er das Gefühl nicht los, dass die ganze Sache bisher einfach viel zu glatt über die Bühne gegangen war. Okay, sie hatten einen der ihren nach dem Angriff der Tonkawas begraben, aber angesichts eines Zweihundert-

meilenritts durch eine lebensfeindliche Wüste, in der es vor Schlangen, Skorpionen, menschenfressenden Indianern und schießwütigen Rurales nur so wimmelte, war der Tod von Luke Harris, auch wenn es irgendwie makaber klang, ein denkbar geringes Opfer, das sie bisher erbracht hatten.

Crown konnte immer noch nicht glauben, dass die ganze Schatzsuche ein derart friedliches Ende finden sollte, wie es sich momentan abzuzeichnen schien. Dazu hatte er schon viel zu viel in seinem Leben gesehen und das nicht nur während des Bürgerkrieges.

Jim schüttelte den Kopf, als könnte er damit seine trüben Gedanken vertreiben.

Er hatte zwar absolut nichts dagegen, dass sie, so wie es im Moment aussah, mit einem blauen Auge davonkamen, allerdings war er auch Realist genug, um zu wissen, dass

...

Jim kam nicht mehr dazu, seine Gedanken weiter zu führen, denn schon im nächsten Moment traten genau jene Schwierigkeiten auf, die er insgeheim schon längst befürchtet hatte.

Vor ihnen tauchte unvermittelt eine Böschung auf.

Während sie langsam in das ausgetrocknete Flussbett hinunter ritten, wurde hinter ihnen Hufschlag laut.

Crown drehte sich um.

Indessen er die Staubwolke betrachtete, die noch mehrere Meilen von ihnen entfernt in der Luft lag, fühlte er sich in seinen schlimmsten Ahnungen bestätigt.

Tonkawas!

Es mussten Dutzende sein und sie kamen rasch näher.

»Los, da runter!«

Ohne auf eine Antwort zu warten, dirigierte Crown sein

Pferd die Uferböschung hinunter.

Harper war der Erste, der ihm folgte, Kiowa der Letzte.

Doch kaum waren sie unten angekommen, tauchten auch schon die nächsten Probleme auf. Die gnadenlose Sonne hatte in den Grund des Arroyos zahllose Vertiefungen und Risse hineingebrannt, in denen sich die Tiere schnell etwas brechen oder sich verletzen konnten. Die Männer hatten alle Mühe, ihre Pferde sicher und ohne Schaden durch das ausgetrocknete Flussbett zu lenken.

Der einzige Vorteil, den der Arroyo bot, war die Tatsache, dass er ziemlich tief lag und von Weitem nicht einsehbar war.

Sogar Flannagan, der irische Hüne, der weit über sechs Fuß groß war, musste sich in den Steigbügeln aufrichten, um vom Flussbett aus einen Blick auf die Ebenen hinaus zu werfen, die hinter ihnen lagen.

Crown spitzte die Lippen und legte den Zeigefinger seiner Rechten auf den Mund. Dann beugte er sich nach vorne und hielt seinem Pferd mit der anderen Hand die Nüstern zu. Bis die anderen endlich seinem Beispiel folgten, waren die Tonkawas auch schon heran.

Die klare Wüstenluft trieb den Klang ihrer Stimmen zu ihnen in das Flussbett hinunter. Die Indianer wirkten deutlich aufgebracht.

Crowns Revolverhand krampfte sich so fest um den Griff seines Navys, dass die Knöchel weiß unter der sonnengebräunten Haut hervortraten.

Doch seine Anspannung war umsonst.

Zu seiner Überraschung ritten die Tonkawas oben am Flussbett entlang, ohne sie zu bemerken. Ihre aufgebrachtten Stimmen wurden rasch wieder leiser und der Huf-

schlag der Ponys zerfaserte in der Luft.

Jim und die anderen warteten noch etwa eine Viertelstunde, bevor sie ihre Pferde wieder aus dem Flussbett lenkten.

Danach ritten sie sofort weiter, obwohl sie wussten, dass ihre Pferde dringend eine Pause benötigten und auch sie eigentlich am Ende ihrer Kräfte angelangt waren.

Aber der Gedanke an die nahe Grenze zu Texas und das damit verbundene Gefühl, sich dort in Sicherheit zu wissen, mobilisierte noch einmal alle Reserven. Sogar die Pferde schienen sich zu strecken und nahmen wieder Tempo auf, als ahnten sie, dass die Strapazen bald ein Ende nehmen würden.

Als Kiowa sie in der Dämmerung auf einen schmalen Creek zuführte, glaubte nicht nur Jim daran, dass sich das Blatt endgültig zu ihren Gunsten gewendet hatte. Das Halbblut führte sie um eine Buschgruppe herum auf eine flache Kuhle zu. Der Boden dort war weich und eben, und als Jim sah, wie sich der rote Schimmer der Abendsonne in dem Wasser spiegelte, und außer Vogelgezwitscher, dem Gurgeln des Creeks und dem Schnauben ihrer Pferde nichts anderes an sein Ohr drang, glaubte er zu wissen, dass sie endgültig in Sicherheit waren.

Ein kurzer Blick zeigte ihm, dass die Umgebung zwar nicht besonders kugelfest wirkte, aber er spürte mit dem Instinkt eines Mannes, der sein halbes Leben in der Wildnis zugebracht hatte, dass es zusammen mit dem Wasser wohl auf hundert Meilen in der Runde keinen besseren Ort für ein Camp gab als diesen.

Auf ein Handzeichen von Wilson hin zügelten alle ihre Pferde und glitten aus dem Sattel.

Ein Abendessen gab es nicht. Nachdem alle ihre Pferde

versorgt hatten, waren sie viel zu erschöpft, um hungrig zu sein.

Jim hoppelte sein Pferd an, legte den Kopf auf den Sattel und zog sich die Pferdedecke bis zur Nasenspitze hoch. Einer nach dem anderen sank um ihn herum zu Boden. Er hatte kaum die Augen geschlossen, als Flannagans Schnarchen bereits durch die Dunkelheit hallte.

Crown grinste.

Gegen dieses Geräusch konnte er sich nicht verschließen, hatte er inzwischen doch selber Mühe, die Augen offen zu halten. Seufzend drehte er sich zur Seite.

Frühnebel schob sich durch die Niederungen des kleinen Creeks, an dessen Ufer sie ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Im Osten schimmerte bereits der erste Schein der aufgehenden Sonne, als sich Jim und die anderen nach und nach aus den Decken schälten.

»Was denkst du?«, fragte Flannagan, der sich neben ihm gähnend aus den Decken wälzte. »Bis wann werden wir die Grenze überqueren?«

Crown zuckte die Achseln. »Keine Ahnung, vielleicht heute, vielleicht auch erst morgen. Da musst du schon Kiowa fragen. Aber ich glaube, es kommt hauptsächlich darauf an, inwieweit uns die Indianer oder die Rurales in Ruhe lassen.«

Während sich Jim mit dem Iren unterhielt, glitten seine Blicke über das Lager.

Dabei bemerkte er, wie Wilson und Harper in stiller Eintracht bei den Pferden standen und sich angeregt unterhiel-

ten.

Missmutig verzog er das Gesicht.

Es passte ihm überhaupt nicht, wie die beiden die Köpfe zusammensteckten und tuschelten. Anscheinend unterhielten sie sich prächtig, immer wieder war Harpers Lachen zu hören.

Der Ire quittierte die Szenerie mit einem mürrischen Knurren.

»Ich möchte bloß wissen, was die beiden da aushecken.«

»Frag sie doch«, erwiderte Crown scheinbar gleichgültig. In Wirklichkeit tobte in seinem Innern ein Sturm der Gefühle.

Was zum Teufel ging in Wilson vor?

Es war doch noch gar nicht solange her, als Harper versucht hatte, seine Stelle als Anführer einzunehmen. Dabei war es nicht nur bei einem Versuch geblieben, also warum plötzlich wieder diese Vertrautheit?

Die beiden planteten doch nicht etwa ...

Bevor Jim den Gedanken zu Ende bringen konnte, vernahm er plötzlich gedämpften Hufschlag.

»Seid mal ruhig«, zischte er den Männern zu. »Ich glaube, wir bekommen Besuch!«

»Was du nicht so alles glaubst«, spottete Flannagan.

Crown verzichtete auf eine Antwort und kam stattdessen auf die Beine. Wortlos ging er auf die Buschgruppe zu, hinter der sie ihr Lager aufgeschlagen hatten. Er hatte sie kaum erreicht, als er auch schon Stimmen hörte.

Augenblicklich ging Crown hinter einem Dornenstrauch in die Knie.

Die Stimmen wurden lauter. Fast gleichzeitig tauchten vor ihm aus einer Bodensenke Reiter auf.

Rurales!

Crown zerbiss einen wütenden Fluch.

Es war Wunschdenken zu glauben, dass die Sache glatt über die Bühne gehen würde. Fünf Männer und ein halbes Dutzend schwer beladene Packpferde blieben selbst in der Chihuahuawüste nicht lange unentdeckt, dazu gab es in dieser Gegend viel zu viele kriegerische Indianer und schießwütige Rurales.

Die fünf Männer in ihren olivgrünen Uniformen ritten genau auf ihr Lager zu, bis der vorderste von ihnen unvermittelt sein Pferd zügelte und aufgeregt zu Boden deutete.

Unwillkürlich duckte sich Jim noch tiefer.

Kiowa hatte zwar versucht, ihre Spuren zu verwischen, aber in der kurzen Zeit wohl etwas übersehen. Jedenfalls schien der Mexikaner irgendetwas entdeckt zu haben.

Jims Magen zog sich krampfartig zusammen, als er beobachtete, wie die Rurales aufgeregt miteinander diskutierten und dabei immer wieder auf die Buschgruppe deuteten, hinter der er und die anderen ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Nach einem kurzen Wortwechsel zog der Anführer sein Pferd herum und führte die anderen direkt auf seine Deckung zu. Als die Rurales bis auf Schussweite an ihm heran waren, hielten sie plötzlich alle ihre Gewehre in den Händen.

Jim hob den Navy Colt und krümmte den Finger um den Abzug.

Es blieb ihm gar nichts anderes mehr übrig, als zu schießen. Wenn die Rurales die Richtung, die sie eingeschlagen hatten, beibehielten, würden sie in den nächsten fünf Minuten geradezu über ihn stolpern.

Dann drückte er ab.

Der Mann, auf den er gezielt hatte, kippte brüllend nach hinten.

Sein Körper hatte noch nicht einmal den Boden berührt, als die anderen Rurales feuerten, was ihre Gewehre hergaben.

Crown presste hinter dem Busch sein Gesicht in den Boden, während rechts und links von ihm die Kugeln der Mexikaner in den Boden klatschten.

Jim wartete, bis die Rurales nachladen mussten, und erwiderte dann ihr Feuer.

Seine Kugel traf eines der Pferde in die Brust. Das Tier brach mit einem schrillen Wiehern zusammen und begrub seinen Reiter unter sich.

Der Mann schrie wie am Spieß, als ihm das Gewicht seines Pferdes den Brustkorb zerdrückte.

Aber das sah Jim schon alles nicht mehr.

Mit der nächsten Kugel erwischte er einen der anderen Rurales in den Bauch. Der Mann verlor den Halt und stürzte seitlich aus dem Sattel.

Inzwischen waren Flannagan und Kiowa herangekommen und feuerten sofort auf die beiden letzten noch lebenden Mexikaner.

Einer von ihnen wurde aus dem Sattel gestoßen, er überschlug sich dabei in der Luft und krachte mit dem Gesicht voraus zu Boden, während es dem anderen gelang, sein Pferd herumzureißen und davonzugaloppieren.

Sekunden später war er wieder in der Bodensenke verschwunden, aus der die Rurales so unvermittelt aufgetaucht waren.

»Das war knapp«, keuchte Flannagan und wischte sich

nervös über das Gesicht.

»Verdammt knapp«, erwiderte Kiowa.

»Wir müssen sofort von hier verschwinden. Die Rurales sind schlimmer als der Teufel, vor denen haben wir erst Ruhe, wenn wir über der Grenze sind.«

Als sie ins Lager zurückkehrten, hatte Wilson bereits befohlen, das Camp aufzulösen.

Nur wenige Minuten nach ihrem Eintreffen saßen die Männer auch schon wieder im Sattel und sprengten aus dem Buschwerk heraus in Richtung Grenze.

Eine Viertelstunde später hatten sie den Creek hinter sich gelassen und ritten auf eine lang gestreckte Ebene zu, die teilweise mit Büffelgras bewachsen war. Hier und da wucherten auch ein paar Sträucher und Pecanbäume.

Immer wieder trieben sie ihre Pferde an.

Sie mussten versuchen, texanischen Boden zu erreichen, bevor der entkommene Mexikaner mit Verstärkung zurückkam. Soweit sich Wilson nämlich erinnern konnte, gab es hier in der Nähe eine Grenzstation der Rurales, und gegen eine Kompanie dieser uniformierten Reiter waren selbst fünf Revolvermänner wie sie machtlos.

Die Pferde streckten sich und flogen den östlichen Hügeln, hinter denen die rettende Grenze lag, förmlich entgegen. Ihre Hufe schienen den Boden gar nicht mehr zu berühren.

Bald schon erreichten sie die ersten Ausläufer der Hügelkette, hinter der sie in Sicherheit waren.

Die Grenze war zum Greifen nahe.

Erleichterung zeichnete sich in den Gesichtern der Männer ab.

»Los Jungs, gebt euren Pferden die Peitsche!«, schrie

Wilson aufgebracht. »Noch zwei Meilen, dann haben wir es geschafft. Dann sind wir alle so reich, dass uns die ganze Welt am Arsch lecken kann.«

Die Männer grölten und lachten, bis Flannagan, der mit seinem störrischen Morganhengst den Schluss ihres Trupps bildete, zu fluchen begann.

»Gottverdammte, jetzt seht euch bloß diese Scheiße an!«

Trotz des halsbrecherischen Galopps drehte sich Crown im Sattel um. Die anderen folgten seinem Beispiel.

Danach blieb ihnen das Lachen förmlich im Hals stecken.

Reiter waren am Horizont aufgetaucht.

Es mussten Dutzende sein.

Unzählige Rurales in olivgrünen Uniformen und mit wagenradgroßen Sombreros.

Wie eine dunkle, alles erdrückende Wand rasten sie heran.

Schlagartig wurde Crown klar, warum sie entgegen allen Befürchtungen von den Tonkawas nichts mehr zu sehen oder hören bekommen hatten. Gegen solch eine Streitmacht kamen auch die Indianer nicht an.

Der Hufschlag ihrer Pferde wurde allmählich so laut, dass Jim nicht einmal verstehen konnte, was ihm Wilson zurief, obwohl sich dieser keine zehn Yards vor ihm befand.

Crown duckte sich im Sattel und spornte sein Pferd erneut an. Obwohl er wusste, was das Tier in den vergangenen Tagen geleistet hatte, schlug er ihm immer und immer wieder die Absätze seiner Stiefel in die Weichen.

Kalter Schweiß überzog seine Stirn, während er daran dachte, was passieren würde, wenn sie den Rurales lebend in die Hände fielen. Der Tod würde dabei noch das kleinere Übel sein, Crown kannte die Grausamkeiten der Grenz-

polizisten zur Genüge.

Deshalb durchzuckte es ihn siedend heiß, als sein Pferd plötzlich zu taumeln anfang. Schaumflocken flogen aus den Nüstern und der Atem wurde immer rasselnder. Ein schneller Blick zur Seite zeigte ihm, dass es den anderen nicht besser erging.

Die Tiere waren am Ende.

Es war vorbei ... eigentlich ... wenn es da nicht jene, wenn auch nur minimale Chance gegeben hätte. Die Rurales lagen noch mindestens eine Meile hinter ihnen, der vor ihnen liegende Rio Grande, dessen bleigraues Wasser mit steter Regelmäßigkeit gegen das sandige Ufer klatschte, hingegen keine zweihundert Yards vor ihnen. Er war die Grenze, an seinem gegenüberliegenden Ufer waren sie in Sicherheit.

Aber würde der Vorsprung reichen?

Die Rurales waren noch eine knappe halbe Meile hinter ihnen, als sie mit ihren taumelnden Tieren die Uferböschung des Grenzflusses erreichten.

Crown krallte beide Hände in die Mähne seines Braunen, stieß ihm ein letztes Mal die Hacken in die Seite und segelte zusammen mit dem Pferd den haushohen Ufergrat hinunter in den Fluss. Kiowa, Wilson, Harper und Flannagan folgten ihm im Sekundentakt.

Crown durchschwamm als Erster den Rio Grande, da er im Gegensatz zu den anderen keines der Packpferde am Zügel hatte, auf die man den Schatz verteilt hatte.

Der Schrei, den er ausstieß, als die Hufe seines Braunen

amerikanischen Boden berührten, klang wie jener, als die Konföderierten damals gegen Chickamauga geritten waren.

Die anderen taten es ihm nach, nur Wilson und Harper nicht.

Ein Umstand, der Crown normalerweise sofort aufgefallen wäre, aber nicht jetzt, nicht im Augenblick der Erleichterung, es doch geschafft zu haben.

Sie hatten die Grenze erreicht und waren in Sicherheit.

Auch die Rurales wussten es, ihr enttäushtes Geheul hallte weithin über das Land.

Gewiss hätten sie die Gringos mit Leichtigkeit einholen und überwältigen können, aber die Furcht vor den Texas Rangern, die hier am Fluss ständig Patrouille ritten, war zu groß.

Sie schüttelten noch einmal ihre Gewehre, ballten die Fäuste und zogen sich dann mit wilden Flüchen zurück.

Unterdessen hatte sie Kiowa zwischen eine Felsengruppe geführt, die etwas abseits vom Fluss lag. Der Platz war für ein Lager geradezu ideal. Er war durch die mannshohen Felsen von Weitem nicht einsehbar und die Büsche, die am Rand wucherten, gaben nicht nur zusätzliche Deckung, sondern lieferten mit ihren grünen Blättern auch gleichzeitig Nahrung für die Tiere.

Nachdem die Pferde versorgt und die Säcke mit dem Gold abgeladen waren, machte es sich jeder der Männer auf seine Art bequem. Flannagan hatte sich am Boden ausgestreckt, Wilson und Harper saßen etwas abseits und unterhielten sich und Kiowa stand stumm am Rand der Felsen und blickte ständig wachsam zum Rio Grande hin.

Nur Jim kümmerte sich weiterhin um sein Pferd.

Immer wieder rieb er seinen Braunen sorgfältig ab und massierte ihm Rücken und Fesseln. Der Weg zurück in die Zivilisation war noch lang und ohne ein ausgeruhtes Pferd kaum zu bewältigen.

Während seine Finger unentwegt über das Fell glitten, versuchte er seinen Ärger ob der Vertrautheit, mit der Wilson und Harper miteinander umgingen, herunterzuschlucken.

Ein Umstand, der ihm nur schwer gelang, obwohl er sich ständig vor Augen hielt, dass ihm Wilson als sein Boss eigentlich keine Rechenschaft schuldig war.

Trotzdem war sich Crown sicher, dass die beiden irgendeine Schweinerei ausbrüteten. Sobald er Wilson und Harper beobachtete, verspürte er ein seltsames Ziehen in der Magengegend und auf sein Bauchgefühl hatte er sich bisher immer verlassen können.

Jim ahnte nicht, wie recht er mit seinen düsteren Vorahnungen haben sollte.

Normalerweise war er als Mann, der fast ständig in der Wildnis lebte, in der Lage, eine Gefahr selbst im Ansatz zu erkennen.

Aber nicht heute, nicht in diesem Moment.

Schuld daran war sein Brauner, der zufrieden schnaubte, als er ihm die Satteldecke über den geschundenen Rücken legte. Dabei zuckte das Tier mit dem Widerrist und die Decke glitt auf der von Jim abgewandten Seite wieder zu Boden.

Crown fluchte, ging um das Pferd herum und bückte sich nach der Decke.

Genau in diesem Augenblick schlug ihm jemand von hinten mit einem harten Gegenstand auf den Schädel. Jim

stöhnte und ging instinktiv in die Knie. Er hörte noch, wie Flannagan fluchte, und sah Kiowa auf sich zukommen. Dann traf ihn ein weiterer mörderischer Hieb, der sein Bewusstsein auslöschte, noch bevor er mit dem Kopf auf dem Boden aufschlug.

Als Crown die Augen wieder öffnete, lag er auf dem Rücken und in seinem Kopf dröhnte und pochte es, als hätte sich jemand entschlossen, die Schlacht um Alamo mit all ihrem Kanonendonner, Gewehrfeuer und Gebrüll noch einmal in seinem Schädel nachzuspielen.

Auf seinen Augen lag ein milchiger Schleier und in seinen Ohren rauschte es, als würde das Gurgeln des nahen Flusses versuchen, das Klopfen in seinem Schädel zu übertönen.

Jim spürte, wie sich sein Magen hob.

Instinktiv drehte er den Kopf zur Seite und wurde los, was sich noch in seinem Bauch befand. Danach fühlte er sich wieder etwas besser.

Nachdem er sich den Rest des Erbrochenen aus dem Mundwinkel gewischt hatte, zwang er sich mit einer fast übermenschlichen Anstrengung auf die Knie und kam wenig später auf die Beine. Beinahe wäre er wieder hingefallen, aber irgendwie gelang es ihm, als er reflexartig die Hände ausstreckte, sich auf etwas Weichem abzustützen.

Nachdem sich der milchige Schleier vor seinen Augen aufgelöst hatte, erkannte er, dass dieses weiche Etwas nichts anderes als die Kruppe seines Braunen war, der genüsslich an den Blättern der Büsche knabberte, die den

Rand der Büffelkuhle säumten.

Vorsichtig tastete Jim mit der Rechten über seinen Hinterkopf.

Als er spürte, wie seine Finger dabei auf etwas Feuchtes, Klebriges stießen, zog er sie so schnell zurück, als hätte er eine heiße Herdplatte berührt.

Jim unterdrückte nur mühsam einen Fluch, indes er sich das Blut auf seinen Fingerkuppen betrachtete. Er schloss die Augen, atmete mehrmals tief durch und versuchte dann, auf den Rücken des Pferdes zu gelangen.

Sein Sattel lag zwar keine drei Schritte von ihm entfernt auf dem Boden, aber ihm war klar, dass er nicht die Kraft hatte, ihn hochzuheben. Überhaupt besaß er im Moment nicht einmal die Kraft, sich gegen ein kleines Kind zu wehren. Deshalb erstaunte es ihn auch, dass es ihm bereits mit dem zweiten Versuch gelang, sich auf den Rücken seines Pferdes zu schwingen.

Einen Moment lang blickte er sich noch einmal um.

Von den anderen war nichts zu sehen außer einer schmalen Spur von Hufabdrücken, die gen Osten führten. Sein Halfter samt dem Navy Colt fehlte ebenso wie sein Hut, die Satteltaschen mit seinem Anteil an der Beute, dem Gewehr und der Wasserflasche. Das Pferd hatten sie ihm nur gelassen, weil der Braune außer ihm niemand anderes im Sattel duldete.

Obwohl seine Chancen, den nächsten Tag in dieser menschenfeindlichen Einöde ohne Colt und Wasser zu überleben so groß waren wie die eines Schneeballs auf einer heißen Ofenplatte, folgte Jim der Fährte seiner ehemaligen Sattelgefährten.

Als er losritt, war es dem Stand der Sonne nach zu urtei-

len kurz vor dem Mittag.

Am Nachmittag dann, als er sich nur noch mühsam im Sattel seines Braunen hielt, sah er rechts von sich vor dem abgestorbenen Stamm eines Palo Verde Baumes eine Leiche am Boden liegen. Dass der Mann tot war, erkannte Jim bereits von Weitem. Er hatte während des Krieges genug Männer gesehen, die so am Boden lagen wie dieser.

Als er herankam, sah er, dass es Flannagan war.

In den weit aufgerissenen Augen des Iren spiegelte sich der Himmel.

Seine Haut war wächsern und sein ganzer Oberkörper blutverschmiert.

Es hatte die anderen offensichtlich eine Menge Blei gekostet, den rothaarigen Hünen zu stoppen.

Jim zählte fünf Kugeleinschläge in seiner Brust.

Sie hatten ihn abgeknallt wie einen tollen Hund.

Crown wusste nicht, warum, aber er wusste, dass er die anderen dafür zur Rechenschaft ziehen würde, und wenn es das Letzte war, das er in seinem Leben noch vollbrachte.

Nach einem letzten Blick auf den Iren zog er sein Pferd herum und ritt los, ohne sich um ihn weiter zu kümmern.

Was hätte er auch noch für ihn tun können?

In seinem Zustand mit bloßen Händen ein Grab für ihn schaufeln?

Er hatte selber genug damit zu tun, auf dem Rücken seines Pferdes zu bleiben. Außerdem musste er unbedingt Wasser finden, ansonsten war die Chance, dass er und sein Pferd den nächsten Tag überlebten, mehr als nur gering.

Bei dem Gedanken an die Lage, in der er sich befand, wurde seine Wut auf Wilson und die anderen immer größer.

Aber Crown hatte Glück.

Als sich die Dämmerung auf das Land legte, schälten sich vor ihm die Umrisse einer kleinen Rancho aus dem Halbdunkel.

Aus dem Kamin des Wohnhauses kräuselte Rauch.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne spiegelten sich in den Fensterscheiben und neben einem gemauerten Brunnen scharrt ein halbes Dutzend Hühner im Sand.

Als Jim sein Pferd im Vorhof der kleinen Rancho zügelte, öffnete sich im Haus eine Tür und ein kleiner, untersetzter Mexikaner erschien auf der Schwelle.

Er trug ein Gewehr in den Händen.

Crown kletterte vom Pferd und klappte fast zusammen, so schwach, wie er war.

»Hallo«, sagte er tonlos. »Ich brauche frisches Wasser und etwas Proviant. Ich zahle auch dafür.«

Sie hatten ihm zwar seinen Anteil an der Beute weggenommen und auch sonst alles, was nur irgendwie einen Wert hatte, aber die fünfzig Dollar, die er sich für den Notfall in die Innenseite seines Gürtels eingenäht hatte, waren auch ihnen entgangen.

Der Mexikaner spuckte zu Boden und musterte ihn kopfschüttelnd.

»Das sagst du, aber bei Gott, ich glaube, du brauchst eher einen Arzt oder einen Sarg!«

Crown grinste.

Einen Moment lang starrte er in das olivbraune Antlitz des Mannes und fragte sich, ob er tatsächlich so schlimm aussah, dann umgab ihn Dunkelheit und er fiel zu Boden, während in seinem Schädel ein Feuerwerk explodierte.

Es war auf den Tag genau drei Monate später, als Jim Crown von Süden her nach Bandera kam. Inzwischen hatte der Herbst Einzug im Land gehalten und die Viehsaison neigte sich dem Ende zu. Deshalb wunderte sich Jim auch nicht, dass die Stadt, die hauptsächlich vom Rindergeschäft lebte, trostlos und wie verlassen vor ihm lag.

Die Straßen von Bandera waren wie leergefegt, selbst die Tanzhallen und Saloons wirkten wie ausgestorben. Ein kühler Wind strich zwischen den Häusern hindurch, als Crown an diesem Morgen sein Pferd vor dem Bull Head Saloon zügelte.

Steifbeinig rutschte er aus dem Sattel.

Er hatte nicht mehr viel Ähnlichkeit mit jenem hageren Burschen, der vor Monaten mit Wilson und seinen Männern losgezogen war, um in Mexiko einen Schatz zu suchen.

Crown war jetzt so hager wie ein hungriger Büffelwolf. Sein dunkles, fast blauschwarzes Haar war an den Schläfen ergraut und in seinen Augen lag eine Kälte, die selbst die Hölle einfrieren lassen konnte.

Bevor er den Saloon betrat, lockerte er den Navy in seinem tief ausgeschnittenen Halfter.

Niemand beobachtete ihn, während er langsam durch den Schankraum schritt. Er trat an die Theke, bestellte einen Whisky und legte ein paar Münzen auf den Tresen.

Ein rothaariger Barkeeper stellte ihm daraufhin ein halb gefülltes Glas hin und sammelte das Geld ein. Crown nahm das Glas in die Hand, nippte an dem scharfen Schnaps und verzog das Gesicht. Seiner Meinung nach hatte in dem

Whiskyfass über Tage hinweg mindestens ein toter Hund gelegen, wenn nicht gar zwei.

Aber er war nicht nach Bandera gekommen, um sich über den Schnaps zu beschweren, der hier ausgeschenkt wurde, sondern um jenen Mann zu treffen, der an einem der Spieltische am Fenster saß.

»Hallo Harper«, sagte Crown leise.

Der Angesprochene hob den Kopf und blickte direkt in Crowns Augen. Harpers Gesicht wurde augenblicklich so weiß wie eine frisch gekalkte Wand. Er zuckte wie von einem Peitschenhieb getroffen zusammen und sprang auf. Der Stuhl, auf dem er gesessen hatte, fiel hinter ihm zu Boden und in dem Saloon wurde es totenstill. Die wenigen anwesenden Gäste wichen augenblicklich zurück.

Jedem in dem Raum war klar, dass der Mann, der hereingekommen war, am Ende seiner Fährte angelangt war und die beiden das, was auch immer zwischen ihnen sein mochte, jetzt austragen würden.

»Was willst du?«, fragte Harper schrill.

»Kannst du dir das nicht denken?«

Harper schien für einen Moment nachzudenken, aber dann schüttelte er den Kopf.

»Wenn du jetzt denkst, das bei mir noch was zu holen ist, muss ich dich enttäuschen. Ich besitze nichts von dem Schatz. Wilson hat uns alle böse hinters Licht geführt.«

»Was ist passiert?«

»Dieser Hurensohn hatte von Anfang an nicht vor zu teilen. Er hat jeden von uns nur hingehalten, und als es dann endlich soweit war und es ans Teilen ging, zauberte er plötzlich zwei Revolvermänner aus dem Hut, die uns sofort in die Zange nahmen. Sie und Kiowa nahmen uns alles

ab, was wir hatten. Als sich Flannagan wehrte, schossen sie ihn wie einen rüdigigen Hund einfach über den Haufen.«

»Kiowa auch? Ich meine, Flannagan war immerhin sein Sattelpartner.«

»Kiowa?« Harper spuckte den Namen aus, als hätte er auf eine schleimige Kröte gebissen. »Dieses dreckige Halbblut hat sogar als Erster geschossen. Er und Wilson hatten die Sache wohl schon geplant, bevor wir überhaupt losgeritten sind. Die beiden Killer redeten mit ihnen, als wären sie alte Freunde. Nachdem sie Flannagan erschossen hatten und mich ausgeplündert, ritten sie lachend davon. Bestimmt haben sich die Scheißkerle danach irgendwo in einem feinen Hotel einquartiert und mit ein paar Nutten ihren Sieg gefeiert. Mehr kann ich dir nicht dazu sagen, denn ich habe danach nie wieder was von ihnen gehört, geschweige denn gesehen, obwohl ich in ganz Texas nach diesen Bastarden gesucht habe.«

»Wer hat mir eigentlich damals eins über den Schädel gezogen, war es Kiowa?«

Harper nickte.

»Und warum hat mir keiner von euch geholfen?«

»Was hätten wir denn tun sollen? Bevor Flannagan und ich wussten, was passiert, lagst du auch schon am Boden. Sicher hat uns das nicht gepasst, aber was hättest du getan, wenn dir Wilson plötzlich den doppelten Anteil versprochen hätte?«

Crown wiegte nachdenklich den Kopf. »Auf jeden Fall nicht meine Sattelpartner hintergangen.«

In Harpers Augen begann es unvermittelt zu glitzern.

Dann drehte er sich zur Seite und hielt plötzlich einen vernickelten Taschenrevolver in der Hand. Als er die Waffe

hochnahm, blickte er direkt in die Mündung von Crowns Colt.

Jims Gesicht zeigte keinerlei Regung, während er ihm nacheinander drei Kugeln in die Brust jagte.

Es war früher Vormittag, als Jim Crown das Hotel verließ.

Fröstelnd zog er den Kopf zwischen die Schultern, kaum dass er die Eingangstür hinter sich ins Schloss gezogen hatte.

Der Herbst hatte Einzug in Texas gehalten.

Dicke, bleigraue Wolken hingen tief über Del Rio.

Ein unangenehm kalter Nordwestwind trieb dünne Regenschleier durch die Straßen der kleinen Stadt. Überall von den Dächern tropfte das Wasser. Die von unzähligen Fahrrippen durchzogene Mainstreet war längst aufgeweicht und ein einziges Schlammloch.

Jim schüttelte sich ob des Regens, der ihm ins Gesicht klatschte, und wollte gerade den Kragen seiner Mackinaw Jacke hochschlagen, als sein Blick nach rechts fiel.

Normalerweise herrschte um diese Zeit auf der Hauptstraße von Del Rio bereits ein hektisches Gedränge, aber der stetige Regen ließ viele in den Häusern verweilen. Außer zwei Frauen mit Einkaufskörben und einem Ladengehilfen, der den Eingang zum Store mit einem Reisigbesen von Schlamm befreite, war niemand zu sehen. Deshalb fiel ihm der bullig wirkende Mann, der vor dem Schaufenster von eben diesem Laden stand, auch sofort auf.

Der Mann war trotz des nasskalten Wetters nur mit einem dünnen Anzug bekleidet. Der allerdings war aus bestem

Tuch und nach dem neuesten Schnitt der Ostküste gefertigt. Auf seinem Kopf thronte ein halbhoher Zylinder, der gewiss ein Vermögen gekostet haben musste, und in den Händen hielt er einen Spazierstock mit einem handgeschnitzten Elfenbeingriff.

Crown zuckte zusammen.

Der Mann war niemand anderes als Everett Wilson.

Der Mann, auf dessen Spur er seit Monaten ritt.

Instinktiv trat Crown in das Halbdunkel des Hoteleingangs zurück. Von dort aus beobachtete er, wie Wilson gelangweilt den Gehsteig hinunterschlenderte und nach etwa hundert Yard in eine Seitengasse einbog.

Crown beeilte sich, ihm zu folgen.

Als er die Seitengasse erreichte, sah er, wie Wilson an ihrem Ende nach rechts auf einen Mietstall zusteuerte. Jim beschleunigte seine Schritte. Die schmale Gasse war kaum belebt und so achtete niemand auf ihn, als er sich neben dem Tor des Mietstalls postierte.

Aus dem Innern drang die energische Stimme von Wilson, der mit dem Stallmann über den Preis einer eleganten Kutsche verhandelte. Wie Crown aus seinen Worten heraushörte, beabsichtigte Wilson damit die Stadt noch heute zu verlassen.

Sein Puls beschleunigte sich, während er an Flannagan und an die anderen dachte, deren Tod er nicht ungesühnt lassen wollte.

Dann kam Wilson wieder aus dem Stall.

Er grinste wie ein Honigkuchenpferd. Anscheinend war das Geschäft zu seiner Zufriedenheit verlaufen. Als er die goldene Taschenuhr aus der linken Tasche seiner Seidenweste zog, trat Crown auf ihn zu und stieß ihm die Mün-

dung seines Navy Colts in den feisten Bauch.

»Ein Ton, Wilson, und ich schieß dir ein Loch in den Bauch, das groß genug ist, um ein Pferd hindurch galoppieren zu lassen.«

Wilson erstarrte. Die goldene Uhr fiel in den Dreck.

»Was zum Teufel soll das?« Seine Stimme klang schrill.
»Sie müssen mich mit jemand verwechseln, ich kenne Sie überhaupt nicht. Außerdem heiße ich Gordon, nicht Wilson.«

»Klar, Everett«, sagte Crown. Dann spannte er den Hahn seines Colts.

»Gordon war ja schon immer dein Geburtsname. Und jetzt vorwärts, oder bei Gott, ich knall dich ab wie einen tollwütigen Hund.«

Everett Wilson schnaufte und setzte sich langsam in Bewegung. Mit gesenktem Kopf ging er vor Crown durch die schmale Seitengasse her.

Auf halber Höhe stoppte er unvermittelt und wirbelte herum.

»Was wollen Sie eigentlich von mir?« Seine Unsicherheit schien plötzlich wie weggeblasen.

»Ich will wissen, was du mit dem Schatz gemacht hast. Außerdem würde es mich interessieren, wo Kiowa steckt.«

»Verschwinden Sie, oder ich rufe den Sheriff!«

Crown knurrte und hob den Revolver.

Dann schlug er zu.

Der Revolverlauf seines Navys traf Wilson an der Schulter. Der Geschäftsmann stöhnte und ging in die Knie. Crown beugte sich über ihn und tastete ihn ab. Sekunden später hielt er Wilson triumphierend eine prall gefüllte Brieftasche vor das Gesicht.

»Ja was haben wir denn da?«

Wilson begann zu brüllen, bis ihm Crown einen Fußtritt versetzte.

»Halt die Schnauze oder ich brech dir alle Knochen.«

»Das kannst du nicht machen«, sagte Wilson mit weinerlicher Stimme. »Das ist alles, was ich noch habe, ohne meine Brieftasche bin ich ruiniert.«

»Du verdammter Scheißkerl! Das hättest du dir vorher überlegen sollen. Du hast uns alle beschissen, Flannagan, Harper und mich. Mich würde zu sehr interessieren, warum nicht auch Kiowa.«

Wilson stöhnte und rieb sich die Schulter, wo ihn Crowns Revolverlauf getroffen hatte.

»Ohne ihn hätte ich den Schatz niemals gefunden. Ich musste ihn deshalb zu meinem Partner machen.«

Jim riss erstaunt die Augen auf. »Wieso das? Ich dachte, von dem Plan wusstest nur du.«

»Das schon, aber ohne Kiowa wäre ich aufgeschmissen gewesen. Der Kerl war nämlich ein halber Tonkawa. Er wusste genau, wo die Indianer den Schatz versteckt hatten.«

»Und wo ist er jetzt?«

Wilson lachte bitter. »Da, wo der Rest von dem Schatz auch ist. Dieses verdammte Gold hat keinem von uns Glück gebracht.«

»Wie darf ich das jetzt verstehen?«

Wilsons Stimme schnappte fast über, als er antwortete.

»Wir waren eigentlich schon in Sicherheit, als plötzlich eine Texas Ranger Patrouille auftauchte. Wahrscheinlich waren sie durch die vielen Rurales jenseits der Grenze aufgescheucht worden. Wir versuchten, ihnen zu entkommen.

Kiowa führte uns dabei auf einen Nebenfluss des Rio Grandes zu. Als die Ranger sahen, wohin unsere Reise ging, zügelten sie ihre Pferde, grölten und schossen in die Luft. Spätestens da hätte ich es wissen sollen. Aber Kiowa und die andern waren nicht mehr aufzuhalten. Ich konnte mein Pferd gerade noch rechtzeitig zügelnd. Dann sah ich mit an, wie sie mitsamt dem Schatz und den Pferden untergingen. Die Ranger wussten genau, warum sie die Verfolgung abbrachen. Das Flussbett war an dieser Stelle voller Treibsand.« Beinahe vorwurfsvoll deutete er auf die Briefftasche in Crowns Hand. »Das ist alles, was mir von dem verfluchten Schatz noch geblieben ist.«

Jim spuckte zu Boden. »Ich könnte kotzen, wenn ich nur daran denke, wie viele Männer deinetwegen gestorben sind.«

Wilson knurrte wie ein gereizter Büffelwolf.

Dann erfolgte sein Angriff.

Der Zusammenprall war hart. Crown wurde zurückgestoßen und krachte mit dem Rücken gegen eine Hauswand. Wilson traf ihn mehrmals hart, bis er sich wieder von der Wand abstieß und dem Geschäftsmann seine Rechte in die Magenpartie jagte. Wilson sackte zusammen und ging in die Knie.

Crown wartete, bis er wieder taumelnd auf den Füßen stand. Dann krachte seine Faust mit Wucht gegen Wilsons Kinn, stieß seinen Kopf zurück und schickte ihn endgültig zu Boden. Wilson fiel zur Seite und rührte sich nicht mehr.

Crown öffnete die Briefftasche und überflog die Scheine, die sich darin befanden. Verächtlich verzog er das Gesicht. Tausend Dollar waren anscheinend alles, was von dem Schatz übrig geblieben war. Dafür hatte Wilson eiskalt sei-

ne Männer geopfert. Crown nahm die Hälfte des Geldes an sich. Es war genau die Summe, die ihm Wilson damals garantiert hatte, als er bei ihm anheuerte. Den Rest ließ er achtlos zu Boden fallen.

Dann ging er aus der Gasse.

Kurz bevor er die Mainstreet betrat, bellte hinter ihm ein Hund. Irgendeiner dieser Straßenköter, die in den Grenzstädten zu Mexiko allgegenwärtig waren. Der Hund bellte schrill und wütend. Crown wirbelte auf dem Absatz herum und sah, dass sich Wilson erhoben hatte. Er hielt einen kurzläufigen Remington in der Hand und zielte auf ihn. Crown ließ sich fallen, als er abdrückte.

Die Kugel zischte yardhoch über ihn hinweg.

Dann krachte der Navy in seiner Faust.

Wilson wurde nach hinten gestoßen und stürzte rücklings in den Dreck der Gasse. Jim Crown schob seinen Colt in die Halfter zurück und ging auf Wilson zu.

Der Geschäftsmann lag auf dem Rücken. Seine Brust war blutüberströmt. In seinen weit aufgerissenen Augen spiegelte sich der bleigraue Regenhimmel.

»Tja Freunde, so war das damals. Diese fünfhundert Dollar waren für mich der Start in ein neues Leben. Wegen dieser Geschichte habe ich den Orden auch sofort wieder erkannt.«

Im Büro des Town Marshals herrschte für Sekunden eine beinahe unwirkliche Stille.

Schließlich war es Crowns Deputy, der als Erster das Schweigen durchbrach.

»Junge, Junge, das ist vielleicht ein Ding.«

»Smoky hat recht«, sagte der Doc. »Das muss ja damals eine wilde Zeit gewesen sein. Im Nachhinein grenzt es schier an ein Wunder, dass du das alles überlebt hast. Was mich aber noch interessieren würde, wie passt das mit John Kent, dem Schatz und den Tonkawas eigentlich zusammen?«

»Das ist schnell erklärt«, erwiderte Crown. »Nachdem Kent und seine Männer den Angriff der Juaristen auf Zacatecas abgeschlagen hatten, trugen die dort lebenden Franzosen und ihre Familien mithilfe der Kürassiere alles zusammen, was nur irgendwie wertvoll aussah. Dann beauftragten sie Kent damit, den Schatz zur Küste zu bringen, wo ein Schiff vor Anker lag, mit dem die reichen Franzosen wieder zurück nach Europa segeln wollten. Aber Kent wusste genau, dass dieser Transport niemals sein Ziel erreichen würde. Das ganze Land wimmelte nur so vor Indianern, Rurales und Desperados. Um den Schatz sicher zur Küste zu bringen, hatte er einfach zu wenige Leute. Deshalb bat er die Tonkawas um Hilfe.«

»Warum ausgerechnet die?«

»Kent war zu einem Viertel selber Indianer, seine Großmutter war eine Tonkawa.«

»Und dann? Ich meine, wie ging es dann weiter?«

»Sie erreichte die Küste tatsächlich nicht. Kurz vor dem Ziel wurden sie von den Juaristen überfallen. Kent überlebte nur, weil ihm die Tonkawas zu Hilfe kamen. Er übergab ihnen als Dank den Schatz, nachdem er sich vorher einige Stücke daraus in die Taschen gesteckt hatte.«

»Er hat ihnen das ganze Gold einfach so überlassen?«

Crown nickte. »Was hätte er denn anderes tun sollen?

Hätte er es nicht getan, hätten sie ihn getötet, so aber kam er wenigstens mit dem Leben davon.«

Der Arzt nickte verstehend. »Im Gegensatz zu den Juaristen. Die hätten ihn so oder so getötet.«

»Richtig, so aber hatte er genug in den Taschen, um sich in den Staaten ein sorgenfreies Leben zu machen. Wenn Takoma, der Sohn von Pekone, nicht so dem Schnaps verfallen gewesen wäre, hätte Wilson nie etwas von dem Schatz erfahren und ich würde wahrscheinlich heute noch in Mexiko mein Glück versuchen. Mit diesem Orden und Kents Tod hat sich der Kreis jetzt geschlossen. Die Geschichte hat endgültig ein Ende gefunden.«

»Und was mach ich jetzt mit diesem Orden? Ich habe kein Anrecht darauf, ich habe mein Honorar schließlich erhalten.«

»Dann spende ihn doch.«

Der Arzt legte den Kopf schief, während er Crown fragend ansah. »Spenden? Wem den?«

»Seit der Dürre in diesem Sommer gibt es hier im County einige Siedler, die kurz vor dem Ruin stehen. Auch wenn der Orden keine Millionen einbringt, zwei oder dreitausend ist er trotzdem allemal wert. Hundert Dollar für jeden dieser armen Teufel würden Wunder vollbringen.«

»Ja, du hast recht. Ich glaube, so mache ich das.«

»Aber zuerst«, sagte Smoky und hakte sich bei dem Arzt unter, »gehen wir in den Golden Palace und trinken darauf einen. Die Rechnung zahlst natürlich du, oder willst du deine besten Freunde bei der ganzen Sache etwa leer ausgehen lassen?«

Ende

